

GRENZLAND NIEMANDSLAND:
EINE ETHNOGRAPHISCHE ANNÄHERUNG AN DIE
DEUTSCHEN IN BÖHMEN

Von Katharina Eisch

Ortsbegehungen

Am Prager Busbahnhof Florenc führe ich erste Telefonate, melde mich schon einmal am deutsch-tschechischen Begegnungszentrum in Smržovka. „Morchenstern“, sagt die Frauenstimme am anderen Ende der Leitung – nie weiß ich, ob ich mich an die deutschen oder die tschechischen Ortsnamen halten soll.

Nach zwei Stunden Busfahrt von Prag wird die Steigung des Isergebirges spürbar, die schmutzigen Busfenster lassen Schnee erkennen. Die Textilstadt Tanvald (Tannwald), dann schon, Übergangslös, die Plattenbauten von Desná (Dessendorf), der Supermarkt, die Post, Geschäfte. Links zeigt sich die Riedelsche Unternehmersvilla, zum Kulturhaus umfunktioniert, mit renovierten Erkern und Türmchen, dann reihen sich Fabrikschornsteine, Glashüttenbauten der Jahrhundertwende, schwarzgraue Mietshäuser an der Durchgangsstraße, der Riesengebirgsstraße nach Polen.

Wie ausgespuckt stehe ich ein Stück weiter an der Haltestelle „Odbočka“, der Abzweigung nach Desná III, hinauf ins Dörfchen Schwarzfluß (Černá Říčka). Hier am Berg, entlang der schmalen Straße, streuen sich nur vereinzelte, braunbunte Häuser und Pensionen mit ihrem „Zimmer frei“, an einer Mauer haben die Jahre eine undeutliche Grammophonwerbung in deutscher Sprache ausgewaschen. Dämmrig wird es, ich erreiche den kleinen Gemischtwarenladen, das rote Holzhaus ein paar Meter weiter dürfte der „Gasthof zur Schweiz“ sein, immer höher hinauf führt der Weg – das Dorf erscheint mir nun viel größer und weiträumiger als beim ersten Besuch.

Dann endlich Wald, die große Kurve: Nach ein paar Metern geht es von der Straße ab, steil und glatt über den Harsch, über vereiste Trittlöcher zu meiner Bleibe; ein Wochenendhaus Prager Freunde, das wie die meisten der filigranen Isergebirgshäuser nur noch zeitweise bewohnt ist¹.

So setzt sich im Suchen, im Hochsteigen und Wandern der Forschungsraum immer neu zusammen, situativ und relativ zum perspektivischen Im-Raum-Sein der Forscherin, und zugleich einer im Gedächtnis vorgezeichneten Karte aus historischem Vorwissen, Erinnerungen an Gehörtes und Gesehenes des vorangegangenen Aufenthalts folgend.

¹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 14.2.1995.

Der Hund im Nachbarhaus schlägt an – und es war der gut vierzigjährige deutsche Nachbar, der mir schon beim ersten Besuch, erzählend in seinem langsamen, bemühten Deutsch, wandernd über Wiesen und Trampelpfade, die zwischen jungem Wald und Büschen über den Hang gestreuten Häuschen überhaupt erst als Dorf wahrnehmbar gemacht hat: Früher, das war ihm wichtig, habe man hier nicht so laufen können, früher waren die Wiesen bewirtschaftet. Jetzt verwächst es. Hier habe ein Sägewerk gestanden, das sei „45 weggekommen“, ein großes Steinhaus am Bach war einmal eine Schleifmühle, in der gläserner Lüsterbehang geschliffen wurde. Den Kanal, der die Häuser verband und die Schleifräder antrieb, markiert nur noch ein niedriger Graben im Gras. Ein spitzgiebeliges Holzhaus sei 1945 gerade fertig gewesen, als die Besitzer ausgewiesen wurden und tschechische Neusiedler einzogen – „Goldgräber, wie wir sagen“².

Eine andere Landschaft, nahe dem westböhmischem Sokolov (Falkenau): Abraumhalden, der diesige Horizont verstellt mit Strommasten, Plattenbausilhouetten. Vor einem Steinbruch zweigt rechts eine schmale Straße ab, führt durch Alleen und Hügel in den Kaiserwald (Slavkovský les). Gelegentlich münden betonbefestigte Wege ein, finden sich hinter Wällen und Aufschüttungen unwirkliche, überwachsene Plattformen, die auf ein ehemaliges militärisches Übungsgelände schließen lassen. In einer verwachsenen Senke bilden Brennesseln und Gesträuch eigenartige Buckel. „Pozor“ (Achtung) warnt hier und da ein Schild – und tatsächlich ist hier der Waldboden brüchig, eine dünne Schale mit Spalten und Löchern, von denen manche in Kellerräume blicken lassen, einige davon noch farbig verputzt, viele eingestürzt unter den Resten von Fundamenten, zwischen Kirschbäumen und Johannisbeersträuchern ehemaliger Hausgärten.

Erst von oben, der Straße aus, fallen die Obstbäume auf, die kurz vor der Blüte stehen: „Wenn die Kirschbäume blühen, kommen wir wieder“, so war in den Vertriebenenlagern kolportiert worden, und so geht es mir jetzt durch den Kopf. Aber trotz der Bäume und trotz der merkwürdigen Steinhäufen in der weiten Mulde läßt sich von hier aus kaum mehr die versunkene Stadt Lauterbach (Čistá) erahnen.

Von den alten Häusern der nächsten Ortschaft Prameny (Sangerberg) stehen einige noch wie lückenhafte Backenzähne entlang der Hauptstraße. Ein planiertes Schuttfeld, zwischen alten Autoreifen blickt ein kleiner Nepomuk auf seinem Sockel hinüber zu einer Reihe weißblitzender Ytong-Häuschen; ein kastenförmiges Restaurant erhält gerade ein neues Outfit in rustikalem Weißbraun, dagegen fehlt etwa von einem Lebensmittelgeschäft jede Spur. Vergangenheit und Gegenwart, so scheint es, hat man hier abgelegt, wie es eben kam, liegengelassen und vergessen³.

Das gilt auch für die Städte des Grenzgebiets, für Aš (Asch), dessen historischer Stadtkern zu einer Brachfläche geworden ist, auf der wie willkürlich durcheinandergeschüttelt noch ein paar herrschaftliche Bürgerhäuser, das Rathaus und etliche hohe Paneláky (Plattenbauten) herumstehen, oder eben das mittelalterliche Eger, das heutige Cheb, mit seiner engen, in wuchtige Steinmauern gedrängten Altstadt, die

² Eisch, Katharina: Protokoll vom 22.11.1994.

³ Eisch, Katharina: Protokoll vom 28.4.1995.

sich abgelebt verschleißt – und doch plötzlich in den weiten, kaum überschaubaren Marktplatz mit seinen prachtvollen Renaissancefassaden öffnet. Auf im Krieg ausgebombte Flächen wurden Mietskasernen gesetzt, eng und ungeniert an die alte Stadt herangebaut und wie sie überzogen mit Kohlestaub, der auch die Baulücken noch schwärzer und abgründiger wirken läßt.

Die Stadt ist schwer von Vergangenheit – die doch niemanden zu kümmern scheint, nicht die Oberpfälzer Bustouristen vor Spirituosenauslagen und Restauranteingängen, nicht die Teenager, die durch die Fußgängerzone albern, oder, abseits der Touristenbahn, die Romafrauen mit ihren Kleinkindern⁴.

Fragen nach den gebliebenen Deutschen: Ausgangspunkte

Vergessene, abseitige Landschaften sind es, in denen ich mich hier bewege. Zugleich aber sind es Landschaften in der Mitte Europas – und im Zentrum europäischer Zeitgeschichte: So gab im Oktober 1938 der Einmarsch der Wehrmacht mit Hitlers Auftritt am Egerer Marktplatz einen Auftakt zum Zweiten Weltkrieg, und über dieselben Grenzübergänge, über die die Okkupanten gekommen waren, bewegten sich wenige Jahre später in umgekehrter Richtung Todesmärsche sowie Flüchtlings- und Vertreibungstrecken, ließen hinter sich den Eisernen Vorhang als europäische Scheidelinie.

Diese gewaltsamen oder erzwungenen Grenzüberschreitungen aber haben nicht nur die Grenzlandschaften Böhmens gezeichnet, sondern sie überrollten auch die Grenzansiedler, die der Sog von Flucht und Vertreibung nicht erfaßt hatte. Gerade in Nord- und Westböhmen wurden vergleichsweise viele Deutsche von der Ausiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung ausgenommen, um die dortigen Industrien am Laufen zu halten, aufgrund ihrer Anerkennung als Antifaschisten oder ihrer tschechischen Familienangehörigen: 160 000 von drei Millionen Deutschen waren 1950 noch auf dem Gebiet der heutigen Tschechischen Republik, in der letzten Volkszählung von 1991 wiesen sich dagegen noch rund 50 000 Befragte, 0,5 Prozent der Gesamtbevölkerung, als Deutsche aus⁵. Etwas höher liegen die Anteile in einzelnen Grenzregionen: 2,5 Prozent sind es im egerländischen Bezirk Chebsko (mit der größten Gruppe von 10,2 Prozent in der Gemeinde Skalná/Wildstein), 2,2 Prozent im nordostböhmischen Bezirk Jablonec nad Nisou (Gablonz an der Neiße) mit 4,9 Prozent, das sind 185 Personen, im Dessendorfer Teilort Desná III, zu dem heute das alte Dorf Schwarzfluß gehört⁶.

⁴ Eisch, Katharina: Protokoll vom 13.12.1994. Cheb.

⁵ Národnostní složení obyvatelstva České Republiky (výsledky sčítání lidu, domů a bytů 1991) [Die nationale Zusammensetzung der Bevölkerung der Tschechischen Republik (Ergebnisse der Zählung der Menschen, Häuser und Wohnungen 1991)]. Hrsg. v. Český statistický úřad. Praha 1993. – Srb, Vladimír: Demografický profil německé menšiny v Československu [Das demographische Profil der deutschen Minderheit in der Tschechoslowakei]. Český lid 75/1 (1988) 29–32, hier 30.

⁶ Vgl. Národnostní složení.

Über das Selbstverständnis derer, die hier als Deutsche optierten, oder aber derer, die sich – manchmal trotz ihrer deutschen Muttersprache – für die tschechische Nationalität entschieden, verrät die Statistik jedoch nichts. Von 1994 bis 1997 forschten die tschechische Volkskundlerin Libuše Volbrachtová und ich im Rahmen eines Forschungsprojekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft den Erinnerungen und Identitäten dieser verbliebenen Deutschen nach. Dabei wählten wir zwei exemplarische Forschungsgebiete aus, in denen teilnehmende Beobachtung und narrative Interviews mit deutsch- und tschechischsprachigen Gewährsleuten verschiedener Generationengruppen durchgeführt und durch archivalische Quellenforschung und Zeitungsanalysen ergänzt wurden. Aus der doppelten Perspektive eines binationalen Teams forschten wir gemeinsam im städtischen, ehemals bürgerlichen Kontext Egers und des Egerlands als einem historischen, politischen und kulturellen Verdichtungsraum, der sich heute als Durchgangsgebiet zwischen Ost und West turbulent entwickelt, und folgten vom Schwerpunkt Eger aus den Vermittlungen und Verweisungen ins Umland, so wie sie sich im Forschungsprozeß ergaben. Das zweite Forschungsgebiet, das Isergebirge, bereiste ich allein; ausgehend vom dörflichen Schwarzfluß fragte ich mich in mehreren und meist mehrwöchigen Aufenthalten über das ehemalige Sprachgrenzgebiet um Morchenstern bis in die Stadt Galonz durch.

Von Anfang an aber schien unser Forschungsvorhaben gleichsam ins Niemandsland zu führen: Schon im wissenschaftlichen und kulturellen Umfeld, das wir jeweils vertraten – Libuše Volbrachtová als Tschechin und Pragerin der Kriegsgeneration, ich als jüngere Deutsche und Mitarbeiterin eines Universitätsinstituts für Empirische Kulturwissenschaft im Südwesten Deutschlands –, mischten sich völlige Unkenntnis über die Gruppe der verbliebenen Deutschen mit pauschaler Ablehnung alles Sudetendeutschen. Auf beiden Seiten haben die „Sudetendeutschen Heimattage“ eine weit größere Wirkung als etwa die deutsch-tschechische Petition „Versöhnung 95“ oder die Verlautbarungen der gemeinsamen Historikerkommission. In Deutschland assoziiert man mit Landschaften wie gerade dem Egerland ohnehin höchstens eine obskure Medienfolklore. Einschätzungen unseres Forschungsanliegens, mit denen ich mich konfrontiert fand, reichten daher von völliger geographischer Desorientierung („Böhmen, wo liegt es [...]“) bis hin zu allerhand Warnungen vor nationalistischem Glatteis und reaktionären Abgründen.

Darüber hinaus spielen die in der damaligen Tschechoslowakei gebliebenen Deutschen in der öffentlichen Diskussion beider Länder als Minderheiten- oder auch als Aussiedlergruppe keine Rolle; entsprechend konnten wir kaum auf Forschungsarbeiten zu den „Heimatverbliebenen“ zurückgreifen – und das in einem Fach, das sich in der Bundesrepublik seit Kriegsende in der Flüchtlingsforschung mit Heimatvertriebenen verdient gemacht hat⁷. Außerhalb der Forschungs- und Publikations-

⁷ Die Volkskunde (als das „Mutterfach“ der Einrichtungen für Europäische Ethnologie, Kulturwissenschaft, Kulturanthropologie usw. in Deutschland) hat sich wie kein anderes Fach über die Erforschung des kulturellen Erbes und der migrations- und vertreibungsbedingen

stellen der Vertriebenen scheinen deren Herkunftsgebiete als alte und erst recht als gegenwärtige Praxisfelder interethnischen Zusammenlebens in Deutschland weithin aus dem Blick gekommen zu sein, während in der ČSSR ohnehin kaum Interesse daran bestand, die verbliebenen Deutschen durch ihre wissenschaftliche Thematisierung aufzuwerten und sie dadurch vielleicht erst wieder als nationale Minderheit zu etablieren.

Frappierend aber war nun, daß uns auch die Kontaktaufnahmen im Feld mit ähnlich abwehrenden Reaktionen der Betroffenen selbst konfrontierten. „So viele Deutsche sind ja nicht mehr da“⁸, „das sudetendeutsche Problem löst sich von selbst“⁹, so hieß es immer wieder, oder: „Hat das einen Sinn [...], das interessiert kaum noch jemanden“¹⁰. Die Deutschen hier würden ohnehin aussterben, fast alle seien ausgesiedelt, die Jüngeren bereits „tschechisiert“, so machte man uns schon bei unserer allerersten Forschungsbegegnung in der Ortsgruppe der Egerer Deutschen eindringlich klar¹¹. „Nichts mehr zu erzählen zu haben“, wurde als Eingangsstatement der meisten Interviews und vieler informeller Gespräche zum paradoxen Leitmotiv der Forschung: Wenn nämlich, wie Utz Jeggle anmerkt, im ersten Statement der Interviewten als dem „Initial“ eines Forschungsgesprächs bereits der „Makrokosmos aller möglichen Stellungnahmen“¹² eingegrenzt und vorweggenommen wird, so unterlegte allein der Projekteinstieg in Eger die gesamte Feldforschung mit dem Diktum der Sinnlosigkeit.

Mit Blick auf statistische Gegebenheiten lassen sich diese abwehrenden Verweise auf Aussterben und Assimilation der Deutschen in Böhmen augenscheinlich belegen – vollständig erklärt sind sie damit jedoch noch nicht. Wenn uns Gewährleute regelmäßig beschieden, daß die nach Deutschland vertriebenen Landsleute weit mehr

Wandlungsprozesse der Deutschen aus den östlichen Ländern Europas profiliert und weiterentwickelt.

⁸ Interview vom 16.2.1995.

⁹ Ebenda.

¹⁰ Interview vom 22.6.1995.

¹¹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 13.10.1994. – Zwei Institutionen vertreten in kultureller und politischer Hinsicht die Deutschen in der Tschechischen Republik: Zum einen agiert seit 1992 die „Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien“ als Dachverband vieler Orts- und Regionalgruppen, dem auch der Egerer Verband angehört. Während diese deutschen Verbandsgruppen mit bundesdeutschen Organisationen und landsmannschaftlichen Gruppen kooperieren, verweigert der 1969 unter dem Dach der „Nationalen Front“ gegründete „Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der Tschechischen Republik“ diese Zusammenarbeit weitgehend. Beide Verbände klagen über starke Überalterung vor allem unter den aktiven Mitgliedern. Ein beträchtlicher Teil nicht nur der jüngeren Deutschen lehnt jede nationale Organisation ab; viele Gruppen haben nach der Wende vom alten zum neuen Dachverband gewechselt, viele wahren aber auch bewußt die Loyalität zum alten Kulturverband, der ihnen in schwierigen Zeiten nicht nur in sprachlicher Hinsicht Hilfe und „Heimat“ geboten habe. Aufschlußreich in bezug auf das politische Selbstverständnis der Deutschen sind schließlich auch Doppelmitgliedschaften wie in Skalná, durch die man bewußt die in den oberen Rängen ausgetragenen Konkurrenzkämpfe ignoriert. Siehe auch Anmerkung 59.

¹² Jeggle, Utz: Das Initial. Tübinger Korrespondenzblatt 38 (1991) 33–36, hier 36.

wußten, daß es „egal“ sei, ob hier Deutsche oder Tschechen lebten¹³, man „das ruhen lassen [solle], wie das war, die Jungen verstehen das eh nicht“¹⁴, so läßt dies nach weiteren Konnotationen und Hintergründen dieser kollektiven Abwehr unseres Forschungsanliegens fragen.

„Ich habe nichts zu sagen, [...] ich komme ja nirgends hin“¹⁵ – hier z. B. ist im Initial ein Gefühl des Stillstands, des Abgestelltseins am Rand unüberhörbar. Ein bewegungsloses Dableiben im Nirgendwo, wo sich kein Blick über die Grenze öffnet, läßt sich nicht erzählen¹⁶: An der „Grenze ist immer die Welt aus“, hörten wir, „da ist immer mehr tot alles; [...] da ist Schluß mit allem, ja, es ging nicht mehr weiter“¹⁷.

Sich aus dem Abseits erzählen, oder: Die Gegenständlichkeit des Erinnerungsraums

So war die extreme Grenzlage am Eisernen Vorhang Anlaß zu verstummen, noch bevor man zu erzählen begonnen hatte – und wurde zugleich doch zum Ausgangspunkt eines gemeinsamen Erinnerungs- und Verständigungsprozesses, den die große Mehrheit der Angesprochenen über Monate und Jahre hinweg engagiert mit vorantrieb: Bei jedem Wiederkommen wurden wir bereitwillig mit dem neuesten Stand der Dinge im Dorf, in der Ortsgruppe oder auch mit der aktuellen politischen Situation vertraut gemacht. Man bemühte sich um unsere Unterbringung ebenso wie um die Vermittlung von Ansprechpersonen und Gesprächen. Auffällig aber war nicht nur dieses Erzählbedürfnis, das so offenkundig dem resignierten Initial und der Ereignislosigkeit der Peripherie widersprach, sondern auch die Entschiedenheit, mit der man auf der räumlich-gegenständlichen Rückkoppelung des Erzählten bestand. Zu Interviewterminen wurden Fotoalben oder die „drüben“ in den Vertriebenenzentralen erstandenen Heimatschriften bereitgelegt, Pappschachteln mit Fotografien und Schriftstücken wie dem säuberlich mit deutscher Kurrentschrift gefüllten Schulheft einer Gablonzer Tschechin, oder die Blechdose mit geschliffenen Lüster teilen aus

¹³ Eisch, Katharina: Protokoll vom 24.2.1995.

¹⁴ Interview vom 20.1.1995.

¹⁵ Eisch, Katharina: Protokoll vom 2.5.1995.

¹⁶ Hier wäre auf die Erzähltheorie des Literatursemiotikers Jurij M. Lotman zu verweisen. Lotman umschreibt mit Hilfe der Metapher der „Grenze“ ein geschlossenes, ideologisches Ordnungsprinzip, das auch die Ausgangsstruktur von Erzählungen bildet und dessen Übertretung die Handlung jeder Erzählung konstituiert. Erst die – verbotene – Übertretung dieser kognitiven Grenzlinie läßt eine Erzählhandlung in Gang kommen: Der „Held“ initiiert durch seine Grenzüberschreitung ein Ereignis, das in der statischen Weltordnung der Geschichte nicht vorgesehen ist. Nur dem oder den Akteuren steht der „Weg über die Grenze“ offen; die anderen Figuren – „Helfer“ oder aber „Widersacher“ der Hauptfigur – bleiben unbeweglich, sie bilden die wenig individualisierte „Umgebung des Helden“, Angehörige der einen oder anderen Grenzseite, aus der sie sich aus eigener Kraft nicht zu lösen vermögen. Vgl. Lotman, Jurij M.: Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen. In: Ders.: Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur. Kronberg/Taunus 1974, 338–377, hier 346 f. – Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München 1996, 86–90.

langen Arbeitsjahren als Glasschleiferin. Zwischen Stößen von Dokumenten tauchten das Arbeitsbuch des Prager Tschechen und der Totenschein des unter Heydrich hingerichteten Vaters auf oder aber Musterbücher gläserner Jugendstilvasen, vergilbte Zeitungsausschnitte und Mundartliteratur. Dazu fehlte es kaum einem Bericht an Darstellungen der Stadttopographie oder der Gemeindegliederung sowie genauen Orts- und Wegbeschreibungen. Viele Begegnungen begannen mit Einladungen zu Wanderungen, Rundgängen oder Rundfahrten. Gewährsleute zeigten mir verblichene Aufschriften unter abblätterndem Putz, die deutschen und tschechischen Grabinschriften der Friedhöfe, Ruinen oder mit bundesdeutscher Hilfe renovierte Wallfahrtskirchen, die tschechischen Bunker aus der Zeit der „Sudetenkrise“; die Schneise des Sperrzauns verwies wie die verödeten Dörfer an der Westgrenze auf das Abgestelltsein im kalten Schatten des Eisernen Vorhangs.

Unübersehbar ist dem böhmischen Grenzraum die Vergangenheit eingeschrieben, überlagern und mischen sich Hinweise und Relikte aus Vergangenheit und Gegenwart: Hier setzt das Forschungskonzept einer „Archäologie“ eines Niemandslands an, das Geschichte aus der Gegenwartsperspektive kollektiven Gedächtnisses und räumlich-gegenständlicher Symbolisierung betrachtet. Wie in archäologischen Schichten hat die vergangene Kultur des Grenzlands ihre Scherben und Trümmer der Landschaft als dem Gegenwartsraum des Forschungsfeldes eingelagert; im Aufhäufen und Hinzufügen neuer Ereignisse sind die älteren Geschichtszeugnisse in tiefere Schichten abgesunken, die sich dennoch im Profil der Oberfläche abzeichnen und durch Verwerfungen und Abtragungen der obersten Schicht unversehens ans Licht kommen können. Sichtbar und greifbar, begehbar oder zumindest beschreibbar entfaltete sich der Forschungsraum als Symbolkontext von Alltag und Lebenslauf, Kultur- und Zeitgeschichte: In ihrer Gleichzeitigkeit von Materialität und Bildhaftigkeit, von Nähe und Ferne, gegenständlicher Geschlossenheit und semantischer Offenheit reißen die Raumdinge Assoziationen, Bedeutungen und Erinnerungen an und grenzen sie zugleich durch ihr konkretes So-Sein ein. Daher lassen sich über Steine, Wege und Gassen, alte Ansichtskarten oder die Aussiedlungskisten am Dachboden nicht nur Erinnerungsbilder an symbolhafte „Merkorte“ im Raum zurückbinden, wie dies Peter Burke mit Maurice Halbwachs für den Raum als Medium der Gedächtnisvermittlung konstatiert¹⁸. In ihnen nämlich ist Vergangenheit materialisiert; die räumlich-gegenständlichen Merkzeichen erhalten einen Grad von Authentizität, den die flüssigen Erinnerungen und Erzählstoffe allein nicht erreichen können. Diese Authentizität der zeigbaren Außenwelt sichert Erinnerungen und Identität, und im gegenständlichen Kontext der Landschaftsdinge und Bilder, so schien es immer wieder, werden die flüchtigen Erinnerungsspuren der Vergangenheit und die komplexe Vielheit der Gegenwart überhaupt erst real.

¹⁷ Interview vom 20.1.1995.

¹⁸ Burke, Peter: Geschichte als soziales Gedächtnis. In: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. Hrsg. v. Aleida Assmann und Dietrich Hart. Frankfurt a. M. 1991, 289–304, hier 293.

Dennoch konnte es bei diesem zeigenden und erzählenden Aufsuchen der Vergangenheit augenscheinlich nicht darum gehen, den Fluß des Gedächtnisses in starren „Gedächtnisorten“ stillzustellen, wie das Pierre Nora aus französischer Perspektive als Signum einer geschichtswütigen Gegenwart benennt¹⁹. Ebenso lag den Zeitzeugen und Zeitzeuginnen kaum am lokal geschlossenen Vergangenheitskult „anthropologischer Orte“²⁰, die Marc Augé als gemeinsames, illusionäres Konstrukt von Ethnologen und Erforschten darstellt. In beiden Konzepten wird eine statisch gedachte Vergangenheitswelt vergegenständlicht. Demgegenüber kam im böhmischen Grenzland weit eher eine tastende Bewegung des Suchens und Wiedererinnerns einer verlorenen Kultur zum Ausdruck; der Wunsch nach Öffnung und Überschreitung einer versteinerten, schweigenden Grenze.

Verlorene Geschichte: „1945“ und die Kluft des Schweigens

In dieser Situation wirkt in besonderem Maße eine Dialektik von An- und Abwesenheit, die Heidrun Friese zufolge jegliches Erinnern kennzeichnet: „Die Erinnerungen streifen das Flüchtige und Vergehende, sie beschreiben den Verlust. Im gegenwärtigen Ort ist auch Abwesendes präsent, er beruht auf diesen Differenzen, die er beständig erzeugt [...]“²¹.

Wo Geschichte solchermaßen im Anwesenden präsent und räumlich-gegenständlich existent wird, muß das Nicht- und Nicht-mehr-Anwesende besonders ins Auge fallen: „Das Egerland existiert nicht mehr“²², hieß es gelegentlich. Wenn alte Frauen auf überwucherten Hängen und Wiesenstücken Schritt für Schritt die verschwundenen Stadtbilder, die Geschäftsstraßen und gemähten Bauerngründe ihrer Jugend orteten, bezeichneten sie damit auch eine tiefe Bruchlinie kultur- und lebensgeschichtlicher Kontinuität. Im Vergleichen heutiger und vergangener Landschaftsbilder, im Fingerzeig auf Lücken und Brachflächen, auf Verfalls- und Zerstörungsspuren werden Brüche und Abbrüche virulenter Teil der individuellen und kollektiven Identitätsbestimmung.

Unübersehbar orientierte sich auch das Erzählen der Gewährsleute an dieser Bruchlinie des Verlusts, die sich ebenso durch die Landschaft zieht wie durch Identitäten und Biographien. Wo man „vor ‘38“ von beiden Grenzseiten aus aufs Bier und zum Tanz ging, sei nach dem Krieg „das Sperrgebiet eingeführt“ worden, erinnert sich ein altes Ehepaar aus Schönbach (Luby) im Egerland. „Nach ‘45, ‘48, ‘50 ist das weggerissen worden, so die Sachen.“ Und:

¹⁹ Nora, Pierre: Zwischen Gedächtnis und Geschichte. Berlin 1990.

²⁰ Vgl. Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a. M. 1994, 43. – Mit der Konstruktion „anthropologischer Orte“ als „Sinnprinzip für jene, die dort leben, und das Erkenntnisprinzip für jene, die ihn beobachten“ verbindet Augé letztlich auch die Gefahr totalisierender Gleichschaltung kultureller Variabilität und Wandelbarkeit. Ebenda 64.

²¹ Friese, Heidrun: Bilder der Geschichte. In: Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien. Hrsg. v. Klaus E. Müller und Jörn Rüsen. Reinbek bei Hamburg 1997, 328–352, hier 333.

²² Eisch, Katharina: Protokoll vom 12.12.1994.

Die ganzen Städte und Dörfer sind umgetauscht, auf tschechisch. [...] Jetzt wenn man wo fährt, wo man, wo man sich nicht auskennt, wenn man mit dem Zug wohin fährt, und wenn man doch nicht immer dort ist, weiß man ja die Namen nicht, ja. Das ist so dumm, muß man öfters fragen, ob da die Station schon kommt oder so. Die hier rum, das weiß man, wo man immer [...] eben Eger oder Falkenau oder Marienbad oder Karlsbad. Aber wenn's weitergeht, da kommen ja wir nicht, fast überhaupt nicht hin.²³

Die namenlos gewordene Landschaft und ihre Geschichte ist nicht mehr die ihre – und doch gehören sie nirgendwo anders hin. Diese Entfremdung der eigenen Heimat ist unablösbar vom Weggehen der anderen, von Nachbarn und Freunden, Eltern und Geschwister mit ihren 30- oder 50-Kilo-Bündeln, auf Lastwägen und in Viehwaggons, vor sich den Neuanfang im zerstörten Deutschland. „1945 sind die Leut' ausgesiedelt worden“, so und ähnlich leiteten Interviewte ihre Darstellung deutschböhmischer Nachkriegsgeschichte ein²⁴ – häufig, um sie dann an die Vertriebenen zu delegieren: Man selbst habe „das“, eben die Vertreibung, nicht mitgemacht.

„Wir haben alles vergessen“ und „wir haben keine Erfahrungen“, hörten wir in der deutschen Kulturverbandsgruppe des Grenzstädtchens Asch. „Die draußen“ wüßten mehr als sie und überhaupt: „Sind auch nicht mehr viele da.“ Was sei hier schon gewesen – „'45“, „der Umbruch“, dann mußte man sich in die „neue Zeit“ einleben, habe geheiratet, Kinder gehabt. Die Jahre davor interessierten niemanden mehr²⁵. So trennten sich mit dem Stichjahr 1945 Wege und Schicksale – und dabei scheint es, als seien Geschichte und Geschichten der Deutschen Böhmens mit den Vertriebenen über die Grenze gegangen. Die Teilhabe an dieser Geschichte mißt sich an der Vertreibungserfahrung, und damit übernimmt man ein Bild sudetendeutscher Gruppenidentität, die sich weniger über eine gemeinsame Vergangenheit als Deutsche in Böhmen denn als Schicksalsgemeinschaft definiert, und die damit selbstredend die Nichtvertriebenen ausschließt. Hiergeblieben zu sein, bedeutet ebenso sehr ein Abgeschnittensein vom „richtigen“ Leben in Deutschland wie auch von der eigenen Historie. Die Gebliebenen, die der Grenzüberschreitung der anderen nur zusehen konnten, können sich in dieser Geschichte nur noch als Statisten begreifen²⁶.

Hintergrund dafür ist jedoch nicht nur die aus dieser Sicht letztlich erfolgreiche Grenzüberschreitung der Vertriebenen. Denn so wenig sich die gebliebenen Deutschen noch als geschlossene Minderheit verstehen, so wenig können sie über eine eigene Geschichte im Sinne moderner Historiographie verfügen: Hayden White argumentiert mit Hegel, daß die historische Erzählung der Autorität einer öffentlich legitimierten Modellstruktur bedarf, auf deren Grundlage sie ihre Plots entfalten

²³ Interview vom 21.1.1995.

²⁴ Eisch, Katharina: Protokoll vom 12.12.1994.

²⁵ Eisch, Katharina: Protokoll vom 2.5.1995.

²⁶ Eisch, Katharina: Protokoll vom 24.2.1995.

kann²⁷. Nationen ebenso wie ethnische Gruppen versichern sich ihrer Identität über die historiographische Rückverlagerung ihres Ursprungs und Werdegangs; entsprechend verlief auch in Böhmen ab dem 19. Jahrhundert die nationale Bewußtwerdung beider Sprachgruppen, der tschechischen und in Reaktion darauf auch der deutschen, weithin als Auseinandersetzung um jeweils getrenntnationale Geschichtsdeutungen.

Nun aber zeigt sich in der Lebenserfahrung der Gebliebenen jede Behauptung „deutscher“, d. h. getrenntnationaler Geschichte in Böhmen gründlich durch die nationalsozialistische Katastrophe desavouiert: Die nichtvertriebenen Deutschen sind sich in besonderem Maße dessen bewußt, daß deutschumpolitische Agitation und die sudetendeutsche Absage an böhmische Gemeinsamkeit 1938 faschistischem Terror und der Zerschlagung der Ersten Republik das Tor öffneten. Darüber hinaus versuchte die tschechoslowakische Nachkriegsgesellschaft auch das Paradigma einer Kultur und Geschichte zweier Völker – oder zweier Sprachgruppen – aus dem öffentlichen Gedächtnis und Erzählen zu tilgen, ebenso wie aus den Grenzlandschaften: Mit den Deutschen entledigte man sich auch der Erinnerung an das jahrhundertelange Zusammenleben mit ihnen. Der leergewordenen Landschaft entspricht damit ein geschichtliches Vakuum, das die Erfahrung schmerzlicher Entheimatung in den Biographien der Gebliebenen verstärkt. So heißt es im Interview mit Herrn und Frau S. in Schönbach weiter:

HS: Die Jugend, die Jugend ist ganz anders. [...] Und [...] mich haben sie auch gefragt, ältere Leute auch, haben gefragt, zu was wir hier hergezogen sind, in den sechziger Jahren: „Herr S., warum sind Sie denn hergezogen in die Tschechei?“

KE: Die wußten das nicht?

HS: Hab' ich gesagt, „ich bin nicht hergezogen! Ich bin hier geboren, ich bin hier immer gewesen.“ – „Na, wieso sind [...] wieso? [...]“

AS: Die Geschichte war nicht, die wußten wirklich nicht, daß hier Deutsche gewohnt haben. [...] Die wurden in der Geschichte falsch unterrichtet. Die wußten auch nicht, daß hier Deutsche waren, die was haben müssen fort, sind nicht freiwillig gegangen, das wußten die Kinder alle nicht. In der Schule, von der Schule her.

HS: Und das haben sie alles gestrichen, ja, wie gesagt.

AS: Das war alles weg.²⁸

Die öffentliche Tabuisierung und Entwertung von Herkunft und lebensgeschichtlicher Erfahrung der Gebliebenen erweisen sich neben der Dezimierung als Minderheitengruppe als weiterer Deutungsaspekt des abwehrenden Initials. Sie haben

²⁷ White, Hayden: The Value of Narrativity in the Representation of Reality. In: On Narrative. Hrsg. v. W.J. Thomas Mitchell. Chicago-London 1981, 1–24, hier 12 f.

²⁸ Interview vom 21.1.1995. – Auch die Durchsicht tschechischer Geschichtslehrbücher der achtziger Jahre bestätigt diesen Eindruck. Vgl. Alexander, Manfred: Die Weimarer Republik und die Erste Tschechoslowakische Republik in tschechoslowakischen und deutschen Schulbüchern. In: Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulliteratur und im populären Geschichtsbild. Hrsg. v. Hans Lemberg und Ferdinand Seibt. Braunschweig 1980, 158–162 (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 28). – Franke, Reiner: Die deutsche Frage nach 1945 in tschechoslowakischer Sicht. In: E b e n d a 172–208.

offizielle Historie und privates Gedächtnis weit auseinandertreten lassen; und sie versetzen die Deutschen in Böhmen in eine ambivalente Spannungslage zwischen dem Drängen der eigenen Erinnerungen und den (auch selbstgesetzten) Anforderungen einer als „legitim“ und „gültig“ begriffenen Historiographie, denen ein noch so engagiertes lebensgeschichtliches Erzählen nie ganz genügen kann: und das, wenn ihre Erinnerungen von Verfolgungen durch die Nazis bis zu Übergriffen in den anarchischen Schwellenmonaten des Kriegsendes kaum weniger dramatisch und traumatisch sind als die Erfahrungen verfolgter Tschechen oder vertriebener Deutscher. Jeder Dagebliebene habe etwas Trauriges²⁹, hieß es in Eger, oder, immer wieder: „Wir haben nichts Schönes zu erzählen“. Biographien und Überlieferungen handeln von Flucht und Internierung, der Verschleppung zur Zwangsarbeit in Kohlebergwerke oder „zum Bauern“ ins Landesinnere, von Enteignung, Stigmatisierung und Entrechtung, der Schließung deutscher Schulen oder dem beruflichen Abstieg. Durchwegs aber scheinen diese Erinnerungen in Geschichten des Verstummens einzumünden. 1945 habe man auf der Straße nicht mehr deutsch sprechen dürfen, lautet der häufigste – gleichwohl schwer belegbare – Erinnerungstopos von dieser Zwischenzeit, Indiz eines Schweigens, das in Tabus und Ängsten bis zur Gegenwart und bis zu den jüngeren Generationen nachhallt³⁰. „Wir sind so aufgewachsen: Du bist ein Deutscher, du hältst dich ruhig“, erzählt mein Schwarzflusser Nachbar, und ein mir als engagierter Kulturverbandsfunktionär empfohlener Dessendorfer weist mir, ohne daß ich ihn auf das Kriegsende angesprochen hätte, brüsk die Tür: er wolle sich keine „Komplikationen machen“, und: „Von ‘45 weiß ich nichts“, „von den Problemen“³¹. Ausführlich erzählt dagegen Herr S.:

Ja das war – mit den Kindern in der Schule war das schlimm gewesen. Die haben zum Beispiel jetzt die erste, zweite, dritte Klasse deutsche Schule gehabt [...], nur deutsch! Und auf einmal kam tschechisch. [...] Die deutschen Lehrer mußten Schluß machen und aufhören. Und auf einmal kommen die tschechischen Lehrer. Kein Wort deutsch gesprochen. Die haben nur – das war verboten gewesen! Es war verboten gewesen, deutsch zu sprechen! [...] Auf der Straße auch! Es war verboten gewesen, ich darf nicht mit'm Zug fahren! Ich durfte nicht mit'm Zug nach Eger fahren, das war für mich als Deutscher verboten, weil hier die Deutschen, alle Deutschen, haben hier Armbinden getragen. Meine Frau ist mit der Nachbarin hier – die war eine Tschechin gewesen, das war gewesen 1948 [...] – nach Pilsen gefahren. [...] Die durfte kein Wort sprechen mit ihr! Nicht, daß sie nicht wissen, wer sie ist, daß sie eine

²⁹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 13.12.1994.

³⁰ Aufschlußreich ist der wiederkehrende Hinweis auf ein „Verbot“, in den Monaten nach Kriegsende in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen gerade in Hinsicht darauf, daß ein solches generelles Verbot im Gegensatz zu anderen Verfügungen und Zwangsmaßnahmen gegen die deutsche Bevölkerung (etwa zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel oder zum Tragen von Armbinden) nicht aufweisbar ist. Ausschlaggebend dürften dabei unterschiedliche und willkürliche örtliche Bestimmungen, oder aber auch nur ein antideutsches Klima und die Ängste der Deutschen gewesen sein.

³¹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 22.2.1995.

Deutsche ist, weil sie keine Binde getragen hat! [...] Da hat meine Frau gesagt, so eine Angst hab' ich gehabt!³²

Auch wenn z.B. der organisierte Abschied der Deutschen erst ab 1946 erfolgte, fungiert die Jahreszahl 1945 im Erinnern und Erzählen im Grenzgebiet als *das* zeitgeschichtliche Gliederungsmoment, das alles folgende zur Verlustgeschichte stempelt. „1945“ wird zum Symbol des Bruchs zwischen Deutschen und Tschechen, einer liminalen Zwischenzeit des Chaos, der permanenten Ungewißheit und des Außer-Kraft-Tretens von Ordnung und Moral, eines Niemandlands der Rechtlosigkeit, der Willkür und der Gewalt³³.

1945 ist das Jahr, ab dem selbst tschechische Nachbarn auf Distanz gingen, und das auch das eigene Erinnern der Angst und dem Schweigen überantwortete. In den Bildern von „1945“ werden dieses Verstummen, das Leerwerden der Landschaft, das „Verwachsen“ und Zurückfallen der Kulturlandschaft an die Natur, die Vertreibung und damit das Ende der eigenen Kultur und Geschichte zusammengedacht.

1938 und die Alltagskultur der „alten Zeit“

Bei genauerem Hinhören aber öffnet sich der historische Graben von „1945“ im kollektiven Erinnern bereits mit der durch ständige Agitation hochgetriebenen Sudetenkrise und dem deutschen Einmarsch von 1938, und für viele auch schon Anfang und Mitte der dreißiger Jahre mit dem Aufkommen der Henleinbewegung und der Eskalation des nationalen und nationalistischen Konflikts in der Tschechoslowakei. Ein Interview in Morchenstern im Isergebirge beginnt folgendermaßen:

SP: Meine Mutter sagte immer: „Ich weiß nicht, wie ich jung war, wir sind tanzen gegangen, da waren Tschechen, Deutsche, Mädels wie Burschen [...] Ja, wir haben miteinander getanzt, niemand hat gesagt, du bist eine Deutsche, du bist ein Tscheche, oder [...] das gab's nicht. Das gab's nicht. Das ist dann alles erst geworden, wie die Henlein-Partei aufgekommen ist, ja, das war die Sudetendeutsche Partei (SdP) ja. Dann sind so verschiedene Sachen vorgefallen, ja, die Synagogen angezündet, und die, die – das war eben das allerschlimmste, ja. [...] Das war – '38 sind wir, es war im November. Wir hatten Montag immer Turnstunde in der Turnhalle. Ja, und da schreit jemand, die Synagoge brennt. No, da ist die Turnstunde abgebrochen worden, da sind wir alle zur Synagoge gerannt [...]. Und da ist gewütet worden, ja. Die Scheiben eingeschlagen, [...] und die mit den schwarzen Stiefeln und weißen Hemden standen in den Fenstern, haben gebrüllt und gegrölt und die ganzen, ihre Korane oder was die da, ja, rausgeschmissen, und unten haben sie gebrannt, ja. Angezündet und aus. Ja. No. Und hinter mir stand eine Frau, und die sagte, das merk' ich mir wie heute: „Also das bringt kein Glück.“ Es war eben ein Kirchenhaus, no.

KE: Wer war das, wenn Sie sagen, mit den weißen Hemden?

³² Interview vom 21.1.1995.

³³ Ich beziehe mich hier auf Victor Turners Konzept der „Communitas“ und der vorübergehenden Auflösung gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen in Schwellensituationen, das auf Arnold van Genneps klassischer Theorie der „rites de passage“ aufbaut. Vgl. Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt-New York 1989.

SP: No, das war die SdP, die sudetendeutsche Partei. Das waren die Henleinleute, ja, da war'n ja furchtbare Fanatiker dabei, ja. No, und durch die mußten wir dann '45 eben das alle mitmachen. Weil, die haben ja nicht nur Tschechen verfolgt [...].³⁴

Vielen Zeitzeugen haben sich die Katastrophen von 1938 und 1945 in Bildern des Feuers ins Gedächtnis gebrannt: Während der Einschnitt von 1945 im Isergebirge mit dem Abrennen von Gebirgsbauten und verlassenen deutschen Anwesen an den Berghängen assoziiert wird³⁵, sieht man im Erinnern an 1938 in Gablonz und Morchenstern die Synagogen brennen. Dazu erzählen Egerer Frauen voller Ironie vom plötzlichen „bäurischen“ Trachtentragen der bisher so eleganten Bürgerinnen, oder aber von wechselseitigen Provokationen von Henleinleuten und konkurrierenden Sozialdemokraten, die sich nicht lange auf das symbolische Muskelzeigen auf dem abendlichen Korso beschränkten³⁶. Auch gemischtnationale Ehen sahen sich einem Druck ausgeliefert, dem sie nicht immer standzuhalten vermochten – wie überhaupt die ganze gewohnte Alltagswelt abrupt auseinanderzubrechen schien: Im erinnernden Rückblick schließen sich die Schlüsseljahre „1938“ und „1945“ zu einer breiten historischen Bruchlinie zusammen, die die traditionell binationale Kultur Böhmens insgesamt in die Vergangenheit verlegt:

Damals, [...] schau'n S' her, das war alles Böhmen. Da hat keines gefragt, bist du Tscheche oder Deutscher. Das war Böhmen. Alle haben schön gelebt, bis' dann angegangen ist nach '36, '37, '38, die Krise war da.³⁷

Jenseits dieser epochalen Grenze von Nationalismus und Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung erinnert man sich an die Erste Republik vor allem als eine Zeit offener Grenzen nach Bayern, Sachsen oder Schlesien ebenso wie zu den tschechischen Mitbürgern. Fast triumphierend erzählt eine Egerer Rentnerin vom ungläubigen Blick eines Polizeiwachtmeisters in ihren Paß, angesichts von Geburtsort und -jahr: „Sie haben die alte Zeit noch erlebt?“ – „Ja“, habe sie geantwortet, „da war nicht der Haß wie heute!“³⁸

Die wenigen gebliebenen Deutschen vermögen an eine für die Zugewanderten schier undenkbar vergangene Vergangenheit anzuknüpfen, an ein für ländliche Regionen ungewöhnlich dichtes gesellschaftliches Leben im Spannungsfeld eines deutsch-tschechischen wie eines bayerisch-, sächsisch- oder schlesisch-böhmischen Kommunikationsraums. Hier konnten und durften die Grenzen verfließen: Beispielsweise entpuppte sich meine lebhafteste Dialektsprecherin im Isergebirge, eine Neunzigjährige aus Desná, erst nach geraumer Zeit als Tschechin. Im damaligen Zusammenleben schien auch die Sprache kaum ein Thema gewesen zu sein – so daß es den meisten

³⁴ Interview vom 15.2.1995.

³⁵ Ständig habe es an den Berghängen gebrannt, erinnern sich viele Zeitzeugen aus dem Isergebirge; als Gründe dafür vermuten sie ein bewußtes „Vernichten-wollen“ deutscher Bausubstanz ebenso wie Versicherungsbetrug oder einfach Unachtsamkeit der Neusiedler und „durchreisenden“ Bewohner.

³⁶ Eisch, Katharina: Protokoll vom 7.3.1995. – Interview vom 26.4.1995.

³⁷ Interview vom 20.1.1995.

³⁸ Eisch, Katharina: Protokoll vom 7.3.1995.

Befragten heute schwerfällt, sich die jeweiligen Umgangssprachen der damaligen Zeit zu vergegenwärtigen. Jene im deutschen Sprachgebiet aufgewachsene Zeitzeugin, die ich zusammen mit einer jüngeren Dessendorferin danach frage, rettet sich schließlich lachend in den deutschen Isergebirgsdialekt:

- AF: No, wenn ich, wenn wir sich Tschechen getroffen haben, haben wir tschechisch gesprochen, und wenn ich wieder – gleich wieder nebenan ein' Deutsche kam, hab' ich wieder deutsch gesprochen.
- SH: Zum Beispiel, wenn Sie meinen Vater haben getroffen, hat er tschechisch geredet. [AF: No ja]. Wenn, wenn Sie die Mutter getroffen haben, habt ihr deutsch geredet. No?
- KE: Und wenn man beide getroffen hat? [...]
- AF: No jo, da haben wir halt deutsch gepladert.
- SH: Deutsch gepladert.
- AF: No ja. Ist unser Sproche. Wenn ma ne nach der Schrift reden kann!
- SH: Wir, wir reden manchmal wie die Wosserpolaken.³⁹

So weist gerade die Sprache als das wohl geläufigste Indiz ethnischer Identität auf deren alltagspraktische Relativierung und Hybridisierung. Im soziolinguistischen Konzept der Diglossie, das nach dem „komplementären Gebrauch von zwei verschiedenen Sprachen in Bezug zur generellen Verteilung der Sprachgebrauchsformen der Gesellschaft“ fragt, wird eben dieser Sachverhalt empirisch rückgebunden⁴⁰.

Sprache als kulturelles Merkmal unter anderen wird [...] umgangssprachlich als eine soziale Ressource für die Lösung von Alltagsproblemen behandelt und nicht als Kennzeichen ethnischer Identität. Wie jedes andere Werkzeug von begrenztem Gebrauchswert wird eine Sprache durch Sprachwechsel aufgegeben, wenn gesellschaftlicher Druck eine andere Sprache nützlicher macht; Bi- und Multilingualismus entstehen spontan, wo mehr als eine Sprache eine nützliche Ausstattung ist.⁴¹

Ein weiteres Indiz für eine pragmatisch geübte Zweisprachigkeit ist der „Handel“, der Austausch deutscher und tschechischer Kinder zum Erlernen der jeweils anderen Sprache, der sich besonders im Sprachgrenzgebiet bis in die dreißiger Jahre hielt. Alte Leute, die noch auf diese Weise auf ein Jahr „im Tschechischen“ waren oder die „auf Tausch“ ins deutsche Sprachgebiet gekommen sind, sind stolz darauf – ohne dies aber als Beitrag zur Völkerverständigung etwa im Sinne heutigen Jugendaustauschs idealisieren zu wollen.

Gerade deshalb erlaubt es der Rückgriff auf diese so bewußt wie unideologisch gepflegte, alltägliche Bikulturalität, die Geschichte der Industrialisierung und Nationalisierung Böhmens neu zu lesen. Während sich tschechische Einwohner grenznaher Ortschaften im deutschen Sprachgebiet im öffentlichen Alltagsgebrauch meist

³⁹ Interview vom 9.6.1995.

⁴⁰ Hartig, Matthias: Minderheiten und Mehrsprachigkeit. *Sociolinguistica* 4 (1990) 157–168, hier 157.

⁴¹ Kummer, Werner: Sprache und kulturelle Identität. In: *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Hrsg. v. Eckhard J. Dittrich und Frank-Olaf Radtke. Opladen 1990, 265–275, hier 265.

problemlos den deutschen Dialekt aneigneten⁴², wurden vor allem im Sprachgrenzbereich Zweisprachigkeit und gemischtsprachige Kommunikation geübt: als Reaktion auf die Zuwanderung tschechischer Arbeitskräfte im Zuge der Industrialisierung, durch die vor allem die Industriestädte, aber auch ländliche Industriegegenden ausgeprägte Mischbevölkerungen erhalten hatten.

Folgt man jedoch neueren Nationalismustheorien wie z. B. der Ernest Gellners, so müßte diese Zuwanderung aus dem agrarischen, tschechischen Landesinneren eine Verschärfung nationaler Konflikte und letztlich die Assimilierung des jeweils schwächeren Bevölkerungsteils bewirkt haben⁴³. Bei Gellner gilt diese kulturelle (und dabei vor allem sprachliche) Homogenisierung generell als unabdingbare Voraussetzung der aufkommenden Industriegesellschaften, die Kommunikation und Mobilität innerhalb nationaler Macht- und Verwaltungsterritorien sicherstellte⁴⁴. Eben zu diesem Zweck aber scheint die böhmische Alltagskultur ab dem Ende des 19. Jahrhunderts zweisprachige Kommunikationsstrukturen, Mechanismen des wechselseitigen Spracherwerbs und Sprachmanagements ausgebildet zu haben, die von einer pragmatischen Selbstverständlichkeit getragen wurden.

Dabei soll nicht übersehen werden, daß diese „ethnischen“ Bevölkerungsverschiebungen auch nationale Kräfte vor allem aus bürgerlichen Schichten beider Gruppen auf den Plan riefen⁴⁵, die Auseinandersetzungen um ökonomische Dominanz, um Aufstiegschancen im Staatsdienst usw. in die mystifizierende Sprache ethnischer Verdrängungsangst kleideten⁴⁶: Wenn jedoch Volkstumsaktivisten und Schutzvereine schon ab der Jahrhundertwende eifersüchtig z. B. auf den nationalen Proporz deutscher bzw. tschechischer Schulen achteten, so dürfte auch dies eher noch zur Stabilisierung dieser doppelten, zweisprachigen Kultur als zur Assimilierung eines Partners beigetragen haben.

Dazu treten im Erzählen der gebliebenen Deutschen, die noch in dieser Kultur großgeworden sind und die überwiegend aus der damaligen Arbeiterschaft stammen, nationale Konflikte weitgehend hinter gesellschaftlichen und politischen Differenzen

⁴² Auf alltagskultureller Ebene widerspricht diese selbstverständliche Integration in deutschsprachige Nachbarschaften und Arbeitszusammenhänge ebenso wie die Normalität von Mischehen und gemischtnationalen, deutschsprachigen Familien dem Argument einer zielstrebig durchgesetzten „Tschechisierung“. Darauf aber deuten in den dreißiger Jahren wiederholte Appelle der nationalistischen tschechischen Grenzlerpresse (wie z. B. der „Nové chebské hlasy“ aus Eger) an die tschechischen Zuwanderer und Staatsbeamten hin, tschechische Frauen aus dem Landesinneren zur Gründung tschechischsprachiger Familien zu heiraten.

⁴³ Vgl. Gellner, Ernest: *Nationalismus und Moderne*. Berlin 1991, 161.

⁴⁴ Ebenda.

⁴⁵ Carsten Lenk hat am Beispiel der Stadt Budweis (České Budějovice) diese Nationalisierungsbewegungen untersucht, die sich immer wieder auch am Desinteresse der Arbeiter- und Landbevölkerung entzündet zu haben scheinen.

⁴⁶ Hier ist vor allem auf Rudolf Jaworskis immer noch unerreichte, sozialpsychologische Studie zu verweisen: Jaworski, Rudolf: *Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR*. Stuttgart 1977.

zurück, die quer zu ethnischen Schichtungen lagen und die vorrangig zwischen verschiedenen deutschen Interessengruppen auszutragen waren. Die nationalen Grenzbeziehungen, die das deutsche und das tschechische Bürgertum auf ideologischer Ebene pflegten, wurden im alltäglichen Zusammenleben und -arbeiten beständig konterkariert und ausbalanciert – eine Praxis, die man 1938 unter dem Eindruck von Agitation und Wirtschaftskrise vielleicht um so leichtfertiger aufs Spiel setzte, desto selbstverständlicher man daran Teil hatte.

Grenzen im Erinnerungsraum und der Kreisgang der Geschichte

Der deutsch-tschechische Antagonismus, den nationale Ideologen beider Seiten schon ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vorgedacht hatten, schien erst mit dem glanzvollen Aufstieg Nazideutschlands, den man auf der anderen Grenzseite beobachten konnte, und dem gleichzeitigen wirtschaftlichen Niedergang in den sudetendeutschen Industriegebieten spürbar und augenscheinlich mit der Wirklichkeit zur Deckung zu kommen. Hier – unter dem Stichwort „1938“ – trennten sich Deutsche und Tschechen, und das auch in räumlich-territorialer Hinsicht: „38“, so erklärt eine deutsche Lehrerin ironisch, sei man ja „heim ins Reich“ gekommen, während die im Grenzland ansässigen tschechischen Familien „hineingegangen nach Böhmen [sein]. Also ins Protektorat, wie’s geheiß’n hat“⁴⁷. Hier aber erinnern sich viele Gewährsleute auch an die eigene, mehr oder weniger dramatische Flucht. In großer Zahl flohen sudetendeutsche Antifaschisten ebenso wie tschechische und jüdische Familien ins Landesinnere: solange, bis die Nazis ein halbes Jahr später den Rest des Landes mit Angst und Terror überzogen und eine neue Herrschaftsgrenze entlang der alten Sprachgrenze errichteten. Auch die Protektoratsgrenze, die z. B. die in Gablonz arbeitenden Tschechinnen und Tschechen von ihren Familien abspernte, ist ein wichtiger Anhaltspunkt für das Erinnern an diese Jahre.

Ab 1945 wurde diese schon 1938/39 vollzogene Trennung von Deutschen und Tschechen schließlich durch den Eisernen Vorhang festgeschrieben. Erst im Laufe der sechziger Jahre begann sich die geschlossene Grenze nach Westen – und auch nach Osten – allmählich zu öffnen, bis man am Morgen des 20. August 1968 über die ostdeutschen und polnischen Grenzübergänge wieder Panzer rollen sah und hörte, auf denselben Routen in Richtung Prag, auf denen 1938 und 1939 die Wehrmacht gezogen war. „1968“ steht im kollektiven Erinnern vor allem für den folgenden Stillstand des gesellschaftlichen Lebens und für politische Repression, die – das zu betonen ist gerade vielen Deutschen wichtig – für alle galt. Zum anderen erweist es sich als ein Symboljahr für eine freiwillige Abwanderungswelle von Deutschen, die noch bis 1972 eine verhältnismäßig durchlässige Grenze nutzen konnten⁴⁸.

⁴⁷ Interview vom 20.1.1995.

⁴⁸ Von 1964 bis 1970 wanderten 47 497 – also ein gutes Drittel der noch im Land lebenden Staatsbürger und Staatsbürgerinnen deutscher Nationalität – aus. Die Volkszählungsergebnisse von 1970 weisen sogar einen Rückgang von 53,2% des Werts der vorhergehenden Zählung von 1960 auf. Die unterschiedlichen Ergebnisse dürften vor allem mit der Diskrepanz zwischen den amtlich als deutsch Gemeldeten und der freiwilligen Angaben in den

Letzteres wiederum bedeutet für viele der damals Gebliebenen eine letzte, verpaßte Chance, das bewegungslose Verharren und eine zunehmende Vereinsamung im Niemandsland. „Der größte Fehler, daß wir dageblieben sind“, ist ein Standardmotiv vieler Interviews.

Diffuser und ambivalenter sind die Bezüge auf die Revolution und die Öffnung des Eisernen Vorhangs von 1989 und 1990, als in Eger auch die alten Deutschen „auf den Marktplatz gegangen [sind], wie das war, mit der Kerze auf den Marktplatz“⁴⁹. Zunächst euphorisch begrüßt, eröffnete dieser Zeitenwechsel besonders für Grenzanhänger mit Deutschkenntnissen und Verwandtschaftsbeziehungen nach Deutschland ganz neue Möglichkeiten: Gerade im Grenzland begann damit aber auch eine verunsichernde und längst noch nicht abgeschlossene Übergangszeit.

Insgesamt zeigt sich das kollektive Erinnern und Erzählen mit den Zäsuren von 1918, 1938/39, 1945, 1968 und 1989/90 durch zeitliche Grenzen strukturiert, die jeweils auch mit realen, räumlichen Grenzlinien assoziiert sind. Diese Grenzen unterscheiden zeit- und lebensgeschichtliche Epochen, die im biographischen Erzählen als Kontext wechselnder Perspektiven und Standorte dienen. Nach Boris Uspenskij ist ein Geschichtsverständnis, das Zeit solchermaßen in räumlichen Kategorien denkt, zyklisch; Geschichte (und das nun weist auf das Bedürfnis der Gewährsleute, ihr Erzählen zu lokalisieren und zu vergegenständlichen) realisiert sich als „Reise“ durch die als real und anwesend gedachten Erinnerungsräume des Gedächtnisses⁵⁰.

Es entspricht einem solchen Verständnis zyklischer Wiederkehr, wenn viele Interviewpartner und -partnerinnen ihre erlebte Geschichte als beständigen Epochenwechsel thematisieren, als eine Kreisbewegung, die immer dasselbe an die Oberfläche spült und sie stets von neuem in ein „Niemandsland“ zwischen den Fronten und Grenzen versetzt. In der Geschichte gebe es nichts Neues, heißt es beim Schwarzflusser Nachbarn, und eine ältere Wildsteinerin zählt auf, wie sie als Kind die „tschechische Hymne“ gesungen habe, mit 18 die deutsche, dann wieder, '45, die tschechische, dann die kommunistische, jetzt wieder die tschechische⁵¹. Mit dem bis zu viermaligen Wechsel der Staatsbürgerschaft, den die Älteren erlebt haben, läßt sich eine Kreisbewegung zitieren, von der man sich fortwährend ins Abseits gestellt sieht – ins Niemandsland zwischen räumlichen und zeitlichen Grenzen.

„Die Grenzbewohner müssen alles mitmachen“ meint auch eine andere Wildsteinerin und führt wie viele die im Grenzland üblichen deutsch-tschechischen Mischehen an: Sie stamme aus einer Mischehe, habe selbst eine Mischehe gehabt wie ihre Kinder wieder in Mischehen lebten, das wiederhole sich unaufhörlich⁵².

Volkszählungen zusammenhängen. Vgl. Demografická Příručka [Demographisches Handbuch]. Hrsg. v. Federální statistický úřad. Praha 1982, 118 (Národnostní složení 2).

⁴⁹ Interview vom 7.3.1995.

⁵⁰ Uspenskij, Boris A.: Semiotik der Geschichte. Wien 1991 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 579).

⁵¹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 5.5.1995.

⁵² Interview vom 12.12.1994.

Leben auf der Grenze

Ein Sechzigjähriger aus Desná, der aus einer solchen Mischehe stammt, schildert schmunzelnd das Identitätsdurcheinander seiner Familie: „Also ich bin deutsch, und die zwei Geschwister sind biehmsch, [...] Und ich hab' eine Tochter und einen Sohn. Und der Sohn ist deutsch, národnost, und die Tochter, die ist tschechisch, národnost.“⁵³

Zwar gilt die nationale Zuordnung, die zusätzlich zur Staatsbürgerschaft registriert wird, durchaus als wesentliches persönliches Identitätskriterium, zugleich aber wird sie als zufallsbestimmt und optativ erlebt und gehandhabt (was, nebenher, auch ein Licht auf den Aussagewert der Melde- und Volkszählungsstatistiken wirft). Entsprechend – und das mag durchaus an die Gewohnheiten der Vorkriegszeit anknüpfen – wird das Erlernen und der Gebrauch der deutschen oder tschechischen Sprache in allen Generationen vor allem pragmatisch beurteilt: so, wenn man z. B. im Verweis auf die Deutschkenntnisse der Enkel die beruflichen Vorteile hervorhebt, anstatt etwa den Erhalt des Deutschtums in Böhmen zu beschwören. Während das Deutsche schon ab 1945 vielerorts verschwand, sprachen anderswo auch die Zugezogenen deutsch – so daß vor allem viele Frauen bis heute kaum tschechisch gelernt haben. Über die ins Egerland zugewanderten tschechischen Saiteninstrumentenbauer erzählt Herr S.:

Heute noch, [...] die sprechen deutsch und tschechisch! [...] Mitunter ist einer dort, der mit uns Karten spielt, der kann nicht deutsch, mit dem sprechen wir tschechisch, [...] einer ist hier, der ist von der Bundesrepublik, [...] mit dem reden wir wieder deutsch dann – [...] das ist das Grenzgebiet, ne!⁵⁴

Leben im Grenzgebiet meint explizit beides: Zweisprachigkeit und polykulturelle Kompetenz einerseits, das Abgestelltsein am Rand der Gesellschaft andererseits. Diese Marginalisierung, ihre „Depressierung“⁵⁵, wie ich es von einem Isergebirgler in Schwarzfluß hörte, die Entwurzelung und das geschichtslose Leben im Niemandsland waren es, die bei allen Ressentiments und auch offenem Haß die verbliebenen Deutschen mit den Neusiedlern verbanden: mit den tschechischen Reemigranten und Roma aus der Slowakei, Rumänien oder Ungarn, zwangsversetzten Lehrern, den Flüchtlingen, die sich 1945 in den Maschen der Grenze fingen, den politisch Verbannten. Viele hatten ihre eigenen Erfahrungen interethnischen Zusammenlebens und den Willen zu einem gemeinsamen Neuanfang mitgebracht, während ihnen die Deutschen ein lokales und regionales Repertoire voraus hatten, das dort, wo noch ein relevanter Anteil deutscher Familien geblieben war, das gesellschaftliche Leben neu organisieren half. Praktisch flächendeckend waren in Nord- und Westböhmen mit hohem individuellen Engagement Kultur- und Laienspielgruppen ak-

⁵³ Interview vom 23.11.1994.

⁵⁴ Interview vom 21.1.1995.

⁵⁵ Eisch, Katharina: Protokoll vom 5.10.1996.

tiv⁵⁶, die 1969 dem Deutschen Kulturverband⁵⁷ eingegliedert wurden. In der Geigenbauerstadt Schönbach gab es eine deutsche Dorfzeitung ebenso wie eine deutsche Lehrerin, die in nachmittäglichen Zirkeln Deutschunterricht erteilte⁵⁸. Der Ascher Gewährsmann W. allerdings legt beim Thema der Deutschkurse für deutsche Kinder Wert darauf, mir klarzumachen, wie langweilig er als Schulbub diese nachmittäglichen Pflichtstunden empfunden hatte, und wie „selbstverständlich“ es ihm war, mit der Mutter zuhause deutsch und mit den Spielkameraden auf der Straße tschechisch zu sprechen. Gerade diese mittlere Generation entwickelte fast durchwegs eine virtuose Zweisprachigkeit⁵⁹. Man lebte sich in die Gegebenheiten und in neue Verwandtschaften und Nachbarschaften ein; und nicht zuletzt aufgrund gemeinsamer staatlicher Repressions- und Benachteiligungserfahrungen entstanden in diesen peripheren Gebieten auch Solidargemeinschaften, in denen man die (gleichwohl notwendigen) Grenzen von Vorsicht und Mißtrauen kaum entlang nationaler Zugehörigkeiten ziehen konnte⁶⁰.

Trotz des generellen Rückgangs der deutschen Bevölkerung hielten sich häufig doch gemischtnationale Fabrikbelegschaften und Dorfgemeinschaften, die nach der Grenzöffnung vor allem im Egerland wieder eine Basis für neue, grenzübergreifende Alltagspraxen bilden konnten. Darüber wird in einer sprachlich und generativ gemischten Gesprächsgruppe in Skalná nachgedacht:

Frau Z.: No, die Jungen untereinander sind tschechisch, no.

Frau C.: [...] weil man hat Freundschaften geschlossen von der Arbeit her, mit also Arbeitskollegen, mit denen man sich in der Freizeit trifft. Das sind auch wieder irgendwie Leute, die also meistens nur tschechisch sprechen.

Frau Z.: Außerdem haben die tschechischen Männer deutsche Frauen, nicht!

Frau C.: Ja, das auch.

Frau T.: Das war aber wirklich kein Problem.

Frau Z.: Das ist kein Problem, ja.

⁵⁶ Vgl. dazu auch Staněk, Tomáš: *Německá menšina v Českých zemích 1948 – 1989* [Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern 1948–1989]. Praha 1993, 140 f.

⁵⁷ Der „Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der tschechoslowakischen sozialistischen Republik“ wurde 1969 auf der Basis des „Verfassungsgesetzes über den Stand der Nationalitäten“ vom 28.10.1968 mit der offiziellen Zuerkennung von Minderheitenrechten gegründet. Dabei übernahm der Kulturverband die deutschsprachige Gewerkschaftszeitung „Arbeit und Friede“, später „Prager Volkszeitung“. Außerdem verfügte der Kulturverband z. B. auch über deutschsprachige Rundfunkprogramme.

⁵⁸ Bei entsprechendem Interesse wurden in Orten mit einem relevanten deutschen Bevölkerungsanteil seit 1955/56, in manchen Gegenden bereits ab 1953, nachmittägliche Deutschzirkel für Kinder deutscher Herkunft angeboten. Besonders ältere Gewährsleute führen diesen Unterricht als wesentliche Stütze deutscher Identität in der Nachkriegstschechoslowakei an. Vgl. Urban, Rudolf: *Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945. Ein dokumentarischer Bericht*. Frankfurt a. M.-Berlin 1964, 319 f.

⁵⁹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 27.4.1995, Cheb.

⁶⁰ Etliche Gewährsleute erzählten nicht nur von eigenen Erfahrungen staatlicher Überwachung, sondern auch von Versuchen, sie ihrer Beziehungen nach Westdeutschland wegen als Spitzel zu gewinnen.

Frau C.: Das trug dazu bei, aber [...] man hat natürlich Freunde nicht nur hier, sondern man hat einen Freundeskreis, zum Beispiel ich konkret auch in Deutschland, und natürlich mit diesen Leuten, wenn man sich trifft, dann spricht man deutsch. Weil inzwischen mein Mann, der konnte, wie wir geheiratet haben, konnte er nicht viel deutsch. Er hat deutsch übers Fernsehen gelernt, er hat viel deutsches Fernsehen geschaut und jetzt spricht er also schon, ich möchte nicht sagen perfekt, aber sehr gut.

Frau Z.: Na, weil er draußen arbeitet. Das macht dazu.

Frau C.: Und trägt dazu, aber das konnte, er konnte schon deutsch sprechen, bevor er dort angefangen hat [...].⁶¹

Zugleich aber bestehen für die gebliebenen Deutschen neben diesen gemischt-ethnischen Alltagsbezügen im Grenzland auch ihre alten Beziehungen nach Deutschland weiter, die sie jahrelang durch Korrespondenz oder Grabpflege aufrechterhalten hatten und die ihnen in Betrieben und Nachbarschaften häufig eine Vermittler- und Sachverständigenrolle in bezug auf Westdeutschland einbrachten. Diese doppelten Affinitäten diessseits und jenseits der Grenze wirkten sich zuallererst natürlich in sprachlicher Hinsicht aus, als „unser Esperanto“ oder „wasserpolskisch“, ebenso aber im ständigen Wechsel der „Wir“-Perspektive. „Wie wir sagen“, das erklärt meistens ein tschechisches Wort mit fehlendem deutschen Pendant. Die Angehörigen der Kriegsgeneration teilen den Stolz darauf, zu Hause mit den Kindern deutsch gesprochen zu haben – und gleichzeitig darauf, wie schnell diese im Kindergarten oder in der Schule tschechisch gelernt hätten. Dazu paßt, daß viele die eigenen Kinder als „tschechisiert“ vorstellen – um kurz darauf hervorstreichen, daß diese „perfekt deutsch“ sprechen. Zweisprachig aufwachsen? Was für eine Frage, besonders für die „mittleren“ Jahrgänge ist das doch „ganz normal“⁶². „Ich bin eine Deutsche“, erklärt eine Egerin kategorisch, während sie doch in der Jugend lieber tschechische Pionierlieder sang, als dem Egerländer „Holleradio“ der Großmutter zuzuhören⁶³. Für den Schwarzflusser Landwirt im Nachbarhaus hat die Nationalität überhaupt „keine Bedeutung“, übereinstimmend wohl mit seinen Kindern, denen er die eigenen Schwierigkeiten mit deutscher Nationalität und Muttersprache lieber erspart hat⁶⁴. Für die meisten der jungen Erwachsenen, die bestenfalls durch die Großeltern deutsch gelernt haben, übersteigt die ökonomische Bedeutung des Deutschen die ethnische bei weitem. Und als jene Egerer Gewähnsfrau für ihren Sohn die deutsche Staatsbürgerschaft beantragte, beschlichen diesen „komische Gefühle“ – „ich denke, ich werde ein anderer Mensch. Sind nur Papiere, ich hatte damit 18 Jahre lang Probleme, also warum nicht?“⁶⁵ Er distanziert sich von „den Deutschen“ als Billigeinkäufern und Sextouristen, wie auch ein deutscher Isergebirgler unverhohlen über „die Deutschen“ schimpft, „kommen zu uns und gehen uns auf die Nerven“: Das sei so, als wenn man selbst im Ausland erwarten würde,

⁶¹ Interview vom 19.7.1995.

⁶² Eisch, Katharina: Protokoll vom 19.7.1995.

⁶³ Interview vom 16.12.1994.

⁶⁴ Interview vom 23.11.1994.

⁶⁵ Interview vom 5.5.1995.

daß alle „tschechisch reden“⁶⁶! Gleichzeitig aber schmerzen antideutsche Demonstrationen in Eger ebenso wie die unversöhnliche oder gleichgültige Abwendung vertriebener ehemaliger Mitbürger. Man klagt über fortbestehende Verständigungshürden zur tschechischen Seite wie über das Unverständnis bundesdeutscher Verwandter oder auch über Gängelungen durch Heimatkreise und Vertriebenenfunktionäre: Spätestens hier wird klar, daß das doppelte Identitätsgefüge, in dem sich die gebliebenden Deutschen bewegen, eben doch mehr bedeutet als das Wechseln zwischen Mutter- und Alltagssprache, und daß das Leben im Zwiespalt von Identifikationen, Zugehörigkeiten und Solidaritäten keineswegs gleichbedeutend mit innerer Zerrissenheit sein muß. Geschichtliche und biographische Bezüge, gesellschaftliche Zuschreibungen wie auch die sozialen Bindungen der Gegenwart positionieren die gebliebenden Deutschen „auf der Grenze“, in einem Zwischenbereich deutscher und tschechischer Zugehörigkeit, in dem sich grenzüberschreitend nach beiden Seiten agieren läßt und den die befragten Gewährsleute in Form einer bewußten Identitätsbestimmung durchaus einzunehmen wissen.

Schlußstrich

Besonders scharf aber trat die ambivalente Selbstverortung der Gebliebenden in ihren Reaktionen auf die nach 1990 zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei aufgebrochenen Aufarbeitungs- und Aufrechnungsdebatten zutage. Die Feldforschung fiel in eine Zeit heftiger öffentlicher Auseinandersetzungen um die sogenannten Beneš-Dekrete oder die Ende 1996 unterzeichnete Deutsch-tschechische Erklärung, die besonders in den tschechischen Grenzgebieten einen kontroversen und sehr emotionalen Widerhall fanden. Bei aller Verschiedenheit der Standpunkte und aller Identifikation mit den ehemaligen Landsleuten überraschten die deutsch-böhmischen Gewährsleute mit der einhelligen Ablehnung wenn nicht der gesamten Diskussion, so doch der Rolle landsmannschaftlicher Verbände. Mit Verweis auf den Lastenausgleich und das heutige gute Leben der Vertriebenen stießen vor allem Entschädigungsansprüche auf Verbitterung in bezug auf die eigene, fortdauernde Benachteiligung und Marginalisierung. Daneben aber fehlte selten der Verweis auf den verlorenen Krieg und das an Tschechen verübte Unrecht, auf nationalsozialistischen Terror, die Bilder aus Theresienstadt: „Beide Seiten“ müsse man hören, „auch die tschechische“. Immer wieder wurde so der Perspektivenwechsel zur anderen Seite eingefordert. Dahinter steht wieder das Bewußtsein eines unerträglichen Kreislaufs nationalistischer Gewalt und Gegengewalt, von wechselseitiger Schuld und Schuldzuschreibung, das – wie bei dem 1938 emigrierten Ehepaar L. aus Cheb – vehemente Forderungen nach einem „Schlußstrich“ trägt:

ML: Wovon reden die ja eigentlich immer so. Das möcht' ich gern wissen, ist ganz unrealistisch.

FL: Die müssen dann einen Strich – Schluß. Was war, das war, jetzt geht's los. Neu. Kann nicht so gehen. Was wollen sie denn. Die Nazis haben den Tschechen schlecht gemacht, die Tschechen haben den Deutschen dann schlecht gemacht, ja. So aufrechnen,

⁶⁶ Eisch, Katharina: Protokoll vom 18.2.1995.

einzel, kann man das nicht. Natürlich war die Vertreibung eine Unmenschlichkeit, sicher. Der ganze Nazismus war auch eine Unmenschlichkeit, nicht.

ML: Ja, und wenn eben nicht der Nazismus gekommen wäre, dann wär die Aussiedlung auch nicht gekommen. Das hängt natürlich miteinander zusammen.⁶⁷

Eine Nachkriegsgeborene aus Eger erzählt, wie sie einerseits immer wieder Entignungsängsten tschechischer Bekannter widersprechen muß, andererseits aber auch Rückgabeforderungen Vertriebener entgegentritt. Zumindest rhetorisch wechselt sie schließlich auf die tschechische Seite:

Das sind die, was neu gekommen sind, die Häuser haben von den Deutschen [...]. Jetzt haben sie Privatgeschäfte, haben sie hier, haben sie was gebaut, wie das jetzt. Hab' ich gesagt, das braucht ihr keine Angst zu haben. Das müßt' ja mal ausgesprochen sein, aber die glauben das trotzdem nicht, ja. Ich hatte aber auch eine Sprache, eine Aussprache mit einem deutschen Herrn [...], und der hat gesagt, ich hab' ein Haus hier gehabt hier in Eger, und das möcht' ich zurück. Hab' ich gesagt, „jetzt stell' dir mal vor, ich bin in dem Haus mit meinen zwei Kindern, und du kommst jetzt und nimmst mir das Haus, was machst du? Du schmeißt mich von, von meiner Heimat raus. Du machst dasselbe, wie damals die Tschechen gemacht haben. [...] So werden wir uns nie verstehen. So geht das nicht. Du mußt das eben jetzt mal vergessen. Gut, das, das war schrecklich, du mußtest Dein Haus verlassen und so, aber wir müssen, ich sag' eben, ein Strich, aber der muß einmal gemacht werden. Ich mein', wenn du das so machen würdest, fängt das wieder von vorne an.“⁶⁸

Immer wieder bricht in solchen Statements die doppelte Perspektive und die Ambivalenz der Deutschen im böhmischen Grenzland durch, die Unmöglichkeit, aber auch die bewußte Weigerung, sich einer der beiden Fronten zuzuordnen. Über Mitbürger und Familienangehörige, aber auch aus dem doktrinären Antifaschismus der ČSSR ist ihnen die tschechische Sicht so vertraut wie die deutsche, wobei Verfolgungserfahrungen deutscher Antifaschisten sowie deutsche, tschechische und jüdische NS-Opfer unter eigenen Familienangehörigen und Freunden ohnehin quer zur üblichen Täter-Opfer-Arithmetik liegen. Dazu werden ideologische Frontstellungen in der alltäglichen Kommunikation und den Bindungen nach allen Seiten permanent durchkreuzt.

Deutsch-böhmische Identitäten und die Wirklichkeit des Uneindeutigen

Fassen wir noch einmal zusammen, so lassen sich in einem reichen Bestand an Gesprächen und lebensgeschichtlichen Erzählungen aus dem deutsch-böhmischen Forschungsfeld vier Motivbereiche erkennen, die im wechselseitigen Bezug aufeinander einen Deutungshintergrund für die paradoxe Gesprächsabwehr, das „Wir-haben-nichts-zu-erzählen“ der Gewährsleute bilden. Zugleich lassen sich in ihnen vier Faktoren ausmachen, die ein komplexes Identitätsgefüge der Deutschen im böhmischen Grenzland fundieren:

⁶⁷ Interview vom 16.12.1994.

⁶⁸ Ebenda.

1. Die zahlenmäßige Dezimierung der deutschen Sprachgruppe durch Vertreibung, Abwanderung und die weitgehende Assimilation in die tschechische Gesellschaft sowie ihre zerstreute Siedlung und ihre Marginalisierung im Grenzgebiet begründen nicht nur die Weigerung, noch von einer deutschen „Minderheit“ zu sprechen: Weil es keine Zukunft gab, habe man auch nicht von der Vergangenheit reden wollen, deutet eine Gewährsfrau an⁶⁹. Man hat sich an den Gedanken an das Ende deutscher Kultur in Böhmen gewöhnt und die vage Hoffnung gepflegt, daß sich damit endlich auch das „sudetendeutsche Problem“, der Kreislauf nationaler Grenzkonflikte, von selbst erledigen könnte.

2. Die immer wieder festzustellende *Delegation einer „gültigen“ sudetendeutschen Historiographie* an die Vertriebenen in Deutschland und die vielen Hinweise auf die Sprachlosigkeit und das Schweigen der gebliebenen Deutschen in der Nachkriegs-tschechoslowakei deuten auf eine Entwertung als geschichtliche Subjekte, die sich tief ins eigene Selbstbild eingegraben hat. Dahinter stehen die Diskriminierungserfahrungen der ersten Nachkriegsmonate und die Lebensrealitäten in einem totalitären Überwachungsstaat, der sich unter nationalen Vorzeichen nicht zuletzt über die Ausgrenzung aller Deutschen bzw. über die Gleichsetzung von „deutsch“ und „faschistisch“ legitimierte, des Weiteren die Tabuisierung deutscher Kultur und Geschichte in Böhmen z. B. in tschechoslowakischen Schulbüchern⁷⁰ sowie auch die fehlende öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf beiden Grenzseiten und das Geschichtsmonopol, das die Vertriebenenverbände bis heute beanspruchen.

Eine Rolle spielt dabei aber auch ein Wissen um die Unbrauchbarkeit der nationalen und nationalistischen Geschichtskonstruktionen, die ab dem 19. Jahrhundert in den böhmischen Ländern wie anderswo in Ost- und Ostmitteleuropa institutionalisiert wurden, für die Etablierung eines neuen Selbstverständnisses. Ursprungsmythen und Geschichtsentwürfe, die die Idee einer distinkten ethnisch-nationalen Kultur möglichst tief in der Vergangenheit verankern, gelten in der historischen und kulturwissenschaftlichen Forschung als wesentliche Komponenten nationaler Weltbilder, wie sie auch die neuen osteuropäischen Nationalismen konstituieren⁷¹. Für die gebliebenen Deutschen in Böhmen aber scheinen diese alten Formeln durch die Katastrophenerfahrung von 1938–45 und ihr Weiterwirken in der gesellschaftlichen Realität der Nachkriegs-tschechoslowakei endgültig desavouiert: Der ideologische Rückbezug und damit die historiographische Legitimation ethnischer Gruppenidentität ist ihnen schlichtweg nicht mehr möglich.

3. Statische Konstruktionen ethnisch-nationaler Differenz und das Aufrechterhalten eines imaginären, projektiven Anderen bedürfen der Distanz – demgegenüber ist für die gebliebenen Deutschen als ein dritter und wichtigster Identitätsfaktor *die*

⁶⁹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 22.6.1995.

⁷⁰ Vgl. Alexander: Die Weimarer Republik. – Franke: Die deutsche Frage.

⁷¹ Vgl. u. a. Niedermüller, Péter: Politics, Culture and Social Symbolism. Some Remarks on the Construction of National Cultures in the 19th Century. *Ethnologia Europaea* 24 (1994) 21–33. – Bayer, Ivo / Bayer, Natascha: Der Zerfall der ČSFR. In: Nationalstaat und Ethnizität. Hrsg. v. Reinhart Kößler und Tilman Schiel. Frankfurt a. M. 1994, 145–159.

Nähe zu diesen anderen zu nennen, eine alltäglich geteilte Lebenswelt ebenso wie (abgesehen von der Sprache) ein weitgehendes Fehlen traditioneller kultureller Unterscheidungsmerkmale, die die Grenzen der eigenen „Ethnie“ beständig verschwimmen lassen. Aus diesem Erfahrungswissen spricht noch die über Jahrhunderte gewachsene binationale Kultur Böhmens, die im Zuge der Industrialisierung und Mobilisierung breiter Bevölkerungsschichten eine spezifische Weiterentwicklung erfuhr, ebenso aber auch das schwierige Einleben und Zusammenleben, das die geschichtslosen und marginalisierten neuen Grenzbevölkerungen der Nachkriegszeit zu meistern hatten.

4. Im besonderen macht es der alltägliche, relativierende Umgang mit tschechischen Familienangehörigen, Mitbürgern und Mitbürgerinnen schwer, dem Entsetzen über nationalsozialistische Verbrechen und das ihnen zugefügte Unrecht auszuweichen; noch dazu können die Gebliebenen durch das Fehlen der Vertreibungserfahrung nicht die Opferrolle der Vertriebenen teilen. *Der katastrophale Zusammenhang von 1938 und 1945*, von Schuld und wechselseitiger Schuldzuschreibung markiert im kollektiven Bewußtsein der gebliebenen Deutschen einen tiefen Einschnitt, der sich im Kreislauf nationalistischer Gewalt und Gegengewalt immer neu auftut. Offensichtlich befürchtete man in unserer Forschungsfrage nicht nur ein überkommenes Konzept homogener ethnischer Kultur, das der erlebten Wirklichkeit nicht entspricht (und ihr wohl auch nie entsprach). Das Schweigen zu brechen heißt auch, ein Konfliktpotential wachzurufen, das immer schon zuallererst die Menschen an der Grenze traf: eine Angst, die sich nicht zuletzt auch in ihrer vehementen kollektiven Forderung nach einem Schlußstrich äußert.

Insgesamt ist es die Erfahrung der Diversität eigener kultureller Bezüge und ein variables, kontextabhängiges Selbstverständnis mit all seinen Brüchen und Ambivalenzen, das es absurd erscheinen läßt, klare Rechnungen aufzustellen. Nicht unbedingt das Fehlen ethnischer Identität, sondern zu viele und wechselnde Identitätsbezüge strukturieren den Gedächtnisraum des böhmischen Grenzlands und erschweren einfache Antworten: Über „die Deutschen“ könne man so global nichts sagen – die Sache sei ja „sehr vielfältig“, fügte ein Gablonzer Gewährsmann seinem ebenfalls skeptischen Gesprächseinstieg hinzu⁷². Er, der mit Begeisterung und großer regionaler Resonanz seine Isergebirgsheimat erforscht, der Wert darauf legt, seine Enkel die deutsche Sprache zu lehren, wehrt sich, wenn Neugablonzer Bekannte nahelegen, sich als Deutsche zusammenzuschließen und „deutsche“ Kultur zu pflegen: Brauchtum, so erklärt er, eine „Folklor“, wie man sich das „drüben“ vorstelle, habe es in der rauhen, schweigsamen Gebirgsgegend ebensowenig gegeben wie im gutbürgerlichen Gablonz, und keinesfalls möchte er seine musischen und kulturellen Aktivitäten nur mit Deutschen teilen. Ideologie wird an der gelebten Realität gemessen und durch sie entlarvt: So wird selbst in den von uns untersuchten deutschen Ortsverbänden und Kulturgruppen kein ethnisch akzentuierter Folklore- und Gemeinschaftskult, keine „sudetendeutsche“ Heimatpflege betrieben, wie das als

⁷² Interview vom 12.6.1995.

Fluchtweg aus dem postsozialistischen Identitätsvakuum gelegentlich prognostiziert wurde⁷³. Versuche, sich mit Hilfe von Vertriebenenpublikationen historisch zu informieren, folgen weit eher einem regional- oder zeitgeschichtlichen Nachholbedarf als dem Ziel einer Neuauflage sudetendeutscher Gemeinschaftsideologie. Dem Konservieren nationaler, deutscher Identität als ethnisch homogene Gruppe im geschlossenen territorialen Umriß fehlt in den Grenzgebieten Tschechiens jede Basis. „Die Politik hat die Leut' zusammengehetzt und die Unterschiede gemacht“, dieser Stoßseufzer einer alten Wildsteinerin zeugt weniger vom Abschiebenwollen der eigenen Verantwortung für den nationalsozialistischen Einbruch in Böhmen als vom Wissen um das Gemachtsein und der Interessenabhängigkeit ethnisch-nationaler Grenzziehungen und vom Erbe einer Kultur, in der sich nationale und nationalistische Ideologie auf der Ebene des politischen Diskurses relativ getrennt vom alltäglichen Leben entwickelt hat. Damit sind es die Erforschten und Betroffenen selbst, die die in der Forschungsfrage enthaltene, ethnographische Zumutung ethnischer Kategorisierung (und damit auch allerhand sudetendeutsche und tschechische Geschichtsmymen) dekonstruieren – jedoch ohne dabei deren biographische und identitätsformierende Relevanz leugnen zu wollen. Gegen die Dominanz eindimensionaler Geschichtsbilder stellen sie die Konkretheit und zugleich die Differenziertheit erlebter Geschichte, wie sie im kollektiven Gedächtnis aufbewahrt und sichtbar in Landschaftsbildern und Erinnerungsdingen gebunden ist. Wo persönliche Erfahrungen gefragt waren, nutzten denn auch die meisten Befragten gern und ausführlich die Gelegenheit, das Schweigen des Niemandslands zu brechen. „Da haben wir viel mitgemacht“⁷⁴, tauten die reservierten Ascher Frauen ebenso auf wie die resolute Frau L.: Zur „sudetendeutschen Frage“ gebe es doch längst nichts mehr zu sagen – doch aus ihren Erinnerungen, nun, da könne sie „Romane“ beitragen⁷⁵!

Ganz ähnlich stellen Etela Farkašová und Zuzana Kiezková Modellen nationaler Dichotomie und einer als männlich begriffenen Interessenlage im tschechisch-slowakischen und im jugoslawischen Konflikt die mehrdimensional vernetzten Identitätsmuster von Frauen gegenüber, so wie sie aus deren konkreter Lebenssituation erwachsen⁷⁶. Analog forderten vor allem die deutsch-böhmischen Frauen ein anderes, multivalentes Identitätskonzept ein, das im ständigen Seitenwechsel im alltäglichen Handeln und Erzählen ebenso deutlich wurde wie in ironischen Bemerkungen über ihre eigene nationale Unbestimmtheit oder in den vielen Verweisen auf die fatale Rolle der „Politik“. So läßt sich in einem Netz flüssiger, multipler Verortungen und einer ererbten Praxis der Grenzüberschreitung ein Identitätskonzept des

⁷³ Vgl. Niedermüller: Politics. – Augé, Marc: Krise der Identität oder Krise des Andersseins? Die Beziehung zum Anderen in Europa. In: Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Hrsg. v. Wolfgang Kaschuba. Berlin 1995, 85–99.

⁷⁴ Eisch, Katharina: Protokoll vom 2.5.1995. Aš.

⁷⁵ Eisch, Katharina: Protokoll vom 16.12.1994. Cheb.

⁷⁶ Farkašová, Etela / Kiezková, Zuzana: Feministische Ansätze in der Diskussion über nationale Identität. Zur Grenzziehung in der ehemaligen Tschechoslowakei. In: Frauen zwischen Grenzen: Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion. Hrsg. v. Gundula Oerter und Olga Uremović. Frankfurt a. M.-New York 1994, 129–144.

„Niemandslands“ skizzieren: negativ in Zerrissenheiten, Ambivalenzen, der Fremdheit im Eigenen, positiv als eine Position des Ausgleichs, als grenzüberschreitende Offenheit und kulturelle Kompetenz.

Ethnographie im offenen Raum

Dazu jedoch bedarf es auch eines Forschungsvorgehens, das diese Multiperspektivität ernstnimmt – das prozessual und kontextbezogen den Gegebenheiten des Feldes folgt und damit der Tatsache gerecht werden kann, daß kulturelle Bedeutung jeweils situativ und dialogisch von den beteiligten Akteuren ausgehandelt wird. Diese alltäglichen Deutungs- und Sinnbildungsprozesse lassen sich über die Interaktionsbeziehungen, die sich in der Feldforschung herstellen, abbilden und reflektieren. Allerdings löst eine solche Dynamisierung der Forschung das räumlich, zeitlich und personell geschlossene Setting traditioneller Ethnographien auf⁷⁷. Die räumlich-gegenständlichen und geschichtlichen Zeichen des Feldes erschließen sich als offener und veränderlicher Symbolzusammenhang, so wie einzelne Erinnerungstopoi und Erzählmotive im vielstimmigen Kontext des kollektiven Gedächtnisses variable Sinnbezüge entfalten können und sich doch im wechselseitigen, korrigierenden Verweis aufeinander gegen hermeneutischen Wildwuchs verwahren.

Auch das meint der Forschungsansatz einer „archäologisch“ vorgehenden Ethnographie: Das Erkunden eines kollektiven Selbstverständnisses, wie es sich im Gegenwartstableau des Feldes und im zeitlich fortschreitenden Erkenntnis- und Verständigungsprozeß der Forschung zeigt. In dieser gemeinsamen Erkundungsreise von Forschenden und Erforschten geraten tief in die Grenzlandschaft und ins Gedächtnis eingelagerte Vergangenheitsschichten an die Oberfläche und werden im Zusammenhang gegenwärtiger Ereignisse und Diskurse deutbar. Alte Konfliktlinien können als Gesprächsbarrieren wiederkehren, aufbrechen als „die wunde Naht der Grenze“, wie es Libuše Moníková ausdrückte⁷⁸ – aber auch als Anreiz, erzählend Brücken zu schlagen.

Natürlich soll der hier vorgeschlagene ethnographische und alltagskulturelle Perspektivenwechsel keinesfalls historische Forschung ersetzen. Im Kontext des gegenwärtig Vorfindlichen aber läßt sich durchaus auch manches Quellenmaterial neu und anders lesen – und sei es nur im gebauten Forschungsumfeld von Archivgebäuden, Häusern und Gassen, im erinnernden und kommentierenden Plaudern des Archivars oder dem abendlichen Austausch beim Bier. Dazu könnte ein alltagskultureller und mentalitätsgeschichtlicher Blick gerade im böhmischen Geschichtsraum, in dem sich das unspektakuläre Miteinander der alltäglichen Lebenswelt und die lautstarke Selbstbehauptung dominanter Mediendiskurse in der Gegenwart wie der Vergangenheit oft genug diametral entgegenzustehen scheinen, manchen toten Win-

⁷⁷ Vgl. zu der in der amerikanischen Kulturanthropologie geführten Diskussion einer „multi-sited ethnography“ Marcus, George: Past, Present and Emergent Identities: Requirements for Ethnographies of Late Twentieth-century Modernity Worldwide. In: *Modernity and Identity*. Hrsg. v. Scott Lash und Jonathan Friedman. Oxford 1992, 309–330.

⁷⁸ Moníková, Libuše: Über eine schwierige Nachbarschaft. *Die Zeit* 11 (7.3.1997) 49 f.

kel beleuchten. Er könnte Leerstellen und Erklärungslücken füllen – zumindest aber relativierend und klärend wirken. Und nicht zuletzt meint die Berücksichtigung subjektiver Quellen und Forschungszugänge, Leben und Erleben der Betroffenen wahrzunehmen und ernstzunehmen, und fordert dazu auf, die Antriebe zu reflektieren, die die Geschichte ebenso formen wie die eigenen Forschungsfragen.

Denn auch wenn die deutsche und zweisprachige Kultur Böhmens unwiederbringlich zerstört ist, scheint im kollektiven Gedächtnis der vergessenen Deutschen im Grenzgebiet ein überliefertes und biographisch erfahrenes Praxiswissen aufbewahrt zu sein, das gerade im gegenwärtigen Europa besondere Relevanz erhält – oder erhalten sollte. Angesichts weltweiter Re-Ethnisierungstendenzen und Eskalationen nationaler Konflikte, denen auch die Wissenschaft ratlos gegenübersteht, lebt hier zumindest die Erinnerung an die Normalität multiethnischen Zusammenlebens als Charakteristikum europäischer Kultur, und damit auch an ihren produktiven, kulturschaffenden Reichtum und ihre Potentiale alltäglicher Konfliktbewältigung. Zugleich aber wissen die Menschen im böhmischen Grenzland in Zeiten, in denen nationale Trennung und ethnische Säuberung wieder als Mittel der Befriedung gehandelt werden und der Huntingtonsche „Kampf der Kulturen“ zum Naturgesetz hochstilisiert wird, von der Instrumentalisierung ethnisch-nationaler Differenz als Vehikel machtpolitischer Ansprüche und gesellschaftlicher Diskrepanzen zu erzählen. Solange Menschen und menschliche Kultur existieren, wird es kulturelle Differenzierung und interkulturellen Kontakt geben. Diese sind generell von einer Ambivalenz geprägt, die nicht vorab in eine Richtung entscheidbar ist – und damit die Möglichkeit des Kulturkonflikts ebenso enthält wie die eines beidseitig bereichernden Dialogs. Diese Dynamik von Grenzziehung und Grenzüberschreitung stellt letztlich den eigentlichen Motor kulturellen Wandels und kultureller Entwicklung dar, wie dies auch Jurij M. Lotman betont⁷⁹.

Nun wirft gerade das böhmische Beispiel mit erschreckender Deutlichkeit die Frage nach den Bedingungen nationalistischer Eskalation und des Umschlags von 1938 auf; zugleich aber zeigt es, daß bikulturelle Koexistenz und ethnisch-nationale Selbstverortung nicht per se konfliktträchtig sind: Aus der Alltagsperspektive betrachtet kann die katastrophale Entwicklung zwischen Deutschen und Tschechen und deren gewaltsame Trennung nicht zwangsläufig in der dichten interethnischen Kultur Böhmens oder in der ostmitteleuropäischen Nationalstaatsentwicklung angelegt gewesen sein. Dafür spricht auch die breite sudetendeutsche Zustimmung zum Münchner Abkommen und zum Anschluß ans Reich nicht unbedingt. Denn genauso könnte man fragen, warum sich (und das belegen nicht zuletzt die Wahlergebnisse in der Vorkriegstschechoslowakei) die Masse der tschechischen und sudetendeutschen Bevölkerung so lange der nationalistischen Agitation verweigert hat – und dann versuchen, diese Frage mit Blick auf subjektive Lebenszeugnisse zu beantworten.

⁷⁹ Lotman, Jurij M.: Über die Semiosphäre. Zeitschrift für Semiotik 12/4 (1990) 287–305.

Die internationale Kneipe

Zurück nach Skalná, dem ehemaligen Wildstein im Egerland, wo uns der tschechische Bürgermeister stolz eine „internationale Kneipe“ empfohlen hat. Am späten Mittwochnachmittag ist von dort schon von weitem deutsche Bierzeltmusik zu hören, vor dem überdachten Biergarten parken schwere Wagen mit Tirschenreuther und Wunsiedler Nummern. Drinnen aber erkennen uns zwei ältere Gewährsfrauen und laden uns ein, uns zu ihnen in die kleine Frauenrunde zu setzen. Auf egerländisch wird über die diesjährigen Faschingsfeiern und allerhand Tratsch geblödel, während uns Marie Z. in Hochdeutsch aufklärt: über die bevorstehenden Aktivitäten des deutschen Ortsverbands zum Muttertag, über den deutschstämmigen Besitzer der Kneipe, über die Bedeutung der deutschen Ausflügler für hiesige Gaststätten. Eine Frau erzählt empört von einer Reisegruppe, die in Karlsbad eine schlechte Behandlung erfuhr: Die Stimmung werde schlechter. Nein, aber hier spüre man das nicht, die Ortschaften seien verschieden, und „nur einzelne“ seien „so verhaßt“.

Die Aufmerksamkeit wendet sich einer Familie am Nebentisch zu, Besucher aus Deutschland offensichtlich. „Aus Altenteich“, dem Nachbardorf, stellt Frau F. vor. Mit ihnen geht sie Wildsteiner Verwandtschaften durch, bis sie sich, mit Blick auf das laute bayerische Getümmel, lachend zu unserem Tisch herumdreht: „Wir sind die einzigen Tschechen hier!“ – Ob keine Tschechen hierher kämen? – Doch, die Fußballer; auch an einem Nebentisch hat sich eine tschechischsprechende Gruppe niedergelassen. Trotzdem dominieren zumindest an diesem Tag die Deutschen⁸⁰.

Die rundliche, lebhaftige Frau F. treffe ich hier zwei Tage später noch einmal. Im Winter hat sie im Interview erzählt, wie sie kurz vor der bevorstehenden Aussiedlung ihren verstorbenen tschechischen Mann kennenlernte und blieb, als sie schwanger wurde. Der damals verbotenen Beziehung wegen wurde der Geliebte, ein Postbote, zwangsversetzt; zwölf Jahre lebte die Familie fernab in der Pilsener Gegend.

Nun wechselt sie schnell an meinen Tisch, die Egerländer Knoblauchbrote kann sie empfehlen – übers Wochenende werde die Kneipe voll sein, denn am Montag, am 8. Mai, sei Feiertag: „Wir haben ja den Krieg gewonnen“, das kommt mit leiser Ironie, und: „Die Stimmung ist gar nicht gut jetzt“. Das werde geschürt von draußen, bei jedem Heimattreffen ginge das los, dieses „wir sind vertrieben worden“, sogar den Besitz wolle man wieder – und das würden die Tschechen nicht vertragen. Dabei müsse man doch „die Kriegsfolgen sehen“, redet sie sich in Rage. Manchmal müsse sie „sich schämen“, eine Deutsche zu sein, „unsere Generation hat das verschuldet“. Sie erzählt von damals, den Arbeitsversprechen der Nazis und ihrer eigenen Begeisterung über den Anschluß ans Reich, dann über den Arbeitsdienst und ihren Einsatz in einer Berliner Rüstungsfabrik.

Als wir am frühen Abend aufbrechen, kann sie mir noch den Ortskern vorführen: Sie ist stolz auf die renovierte Barockkirche, doch das große Kruzifix an der Außenwand ist erst kürzlich gestohlen und wohl über die Grenze geschafft worden. Sie deutet abschnittsweise die Hauptstraße nach unten, hier war ein Bauernhof, hier ein

⁸⁰ Eisch, Katharina: Protokoll vom 3.5.1995.

Hutgeschäft, dann eine Bäckerei ... die alte Post steht noch, die Fenster sind mit Brettern vernagelt, ein Schild an der Ruine verbietet das Abladen von Müll. Die, die auf Besuch zurückkommen, könnten sich oft nicht mehr zurechtfinden. Und was es hier alles gab, Textil und Porzellan, eine Kautschuk- und eine Batteriefabrik, eine Stickerei ...

Nur wenig davon ist geblieben, selbst wenn nun mit den deutschen Unternehmen auch traditionelle Gewerbe wie die Porzellanmalerei zurückkommen.

„Wenn wir gestorben sind, stirbt das Egerland aus“, hat Frau F. zuvor in der Kneipe zu einer Bekannten gesagt, ihre Töchter könnten noch deutsch, die Enkel jedoch nicht mehr. Was sie jedoch weit mehr zu belasten scheint, ist das Alleinsein: Ob ich nicht Lust hätte, noch zu ihr zu kommen? Wie alle hier empfängt sie deutsches Fernsehen, sie würde Kaffee machen, wir könnten fernsehen und uns unterhalten⁸¹.

⁸¹ Eisch, Katharina: Protokoll vom 5.5.1995.